

## Neun Monate Ewigkeit

29.05.2007, von Mark Singer

Drei mexikanische Schiffbrüchige überlebten, was noch nie jemand durchgestanden hatte. Nach 285 Tagen auf dem Meer endete ihre Odyssee als ein Triumph der menschlichen Willenskraft.

Am Morgen des 28. Oktober 2005 bestiegen fünf Männer in San Blas an der zentralmexikanischen Pazifikküste ein Boot. Es sah nach einem guten Tag aus. Die Hurrikansaison ging zu Ende, der Himmel war kaum bewölkt und das Meer in der Bucht von Matanchén ruhig. Drei der Männer, die der Kapitän zum Haifischfang bei den Islas Marías angeheuert hatte, einem hundert Kilometer entfernten Archipel, waren erfahrene Fischer. Wenn alles gut ging, würden sie zwei, höchstens drei Tage auf See bleiben.

Fast zehntausend Menschen leben in San Blas, einem der ältesten Häfen Mexikos. Über die Hälfte der Bevölkerung lebt vom Meer. Eine etwa fünfhundert Meter breite Flussmündung verbindet den Pazifik mit einer flachen Bucht, dem sogenannten U, wo der grösste Teil der Fischereiflotte von San Blas festmacht und wo am Ufer, übersät mit alten Autoreifen und leeren Motorölfaschen, der Fang des Tages in billigen Läden in Empfang genommen wird. Die kleinen Fischerboote, Pangas genannt, meist aus Fiberglas, sind etwa sieben Meter lang, ohne Ruderhaus und hellgelb oder türkis angestrichen. Bei rund einem Drittel der Boote verweist eine aufgepinselte Zahl auf eine Registrierung durch die Hafenbehörde. Dass die übrigen keine Zahl oder nur unleserliche Markierungen haben, zeigt, dass das Kommen und Gehen der Boote kaum kontrolliert wird. Die Fischer tragen Baseballkappen, ausgebleichte Kleider und Plastiksandalen. Ihre Boote haben drei Mann Besatzung und sind mit einem Aussenbordmotor (40 bis 125 PS) ausgestattet.

Ein Fischer in San Blas, der zweihundert Pesos (zirka zwanzig Franken) am Tag verdienen will, hat keine Zeit, sich um die Angelegenheiten der anderen zu kümmern. Obwohl die Panga mit den fünf Männern an Bord deutlich länger war als die meisten anderen, mehr Tiefgang hatte, nicht aus San Blas kam und mit zwei 200-PS-Motoren ausgestattet war, erregte sie kaum Aufmerksamkeit. Das grau gestrichene Boot trug weder Namen noch Zahl. In den Wochen und Monaten, die auf sein Verschwinden folgten, meldete sich niemand, der eine detaillierte Beschreibung hätte liefern können.

Das Boot war aus Mazatlán gekommen, einem Ort ein paar Stunden küstenaufwärts. Kapitän war Juan David Lorenzo, ein korpulenter

Dreissiger, der mit Elektronik zu tun hatte (ihm gehörte ein Internetcafé in Mazatlán, und er handelte mit Computerzubehör) und Erfahrungen als Sportangler hatte, nicht aber als Haifischfänger. In San Blas würde er Leute finden, die mit der Cimbra umgehen konnten, einer besonders für Haifische geeigneten Leine. Unter Fischern geniessen die Haifänger besonderes Ansehen wegen ihres Geschicks und Muts und weil Haie zu den begehrtesten Meeresfischen zählen. Selbst in einem gottverlassenen mexikanischen Pueblo weiss ein Fischer, der noch nie einem Asiaten begegnet ist, dass man in Hongkong für eine Schale Haiflossensuppe mehr als hundert Dollar hinlegen muss.

### Eine seltsame Besatzung

Als Lorenzo sich nach möglichen Besatzungsmitgliedern erkundigte, musste der Name Salvador Ordóñez fallen. Der sechsendreissigjährige Salvador, ein freundlicher kleiner Mann aus Oaxaca, war schon mit neun von zu Hause weggegangen und hatte bei den Hummerfischern von Cancún Arbeit gefunden – wie er jedenfalls behauptete. Mit sechzehn hatte er angefangen, im Golf von Kalifornien Haifische zu jagen.

Salvador seinerseits empfahl Lucio Rendón, einen Kollegen und Trinkkumpan. Der siebenundzwanzigjährige Lucio wohnte bei seiner Grossmutter in El Limón, zwanzig Kilometer von San Blas entfernt. Als dritter wurde Jesús Vidaña angeheuert, ebenfalls siebenundzwanzig. Wie viele Fischer, legte er oft grosse Entfernungen zurück, um Arbeit zu finden. In Las Arenitas, einem Dorf vier Stunden weiter nördlich, lebte seine Frau mit ihrem kleinen Sohn.

Am 28. Oktober trafen Salvador, Lucio und Jesús in der Frühe am Betonpier («muelle») von San Blas ein. An Bord war bereits ein fünfter Mann, ein Freund des Kapitäns, der deutlich zeigte, dass ihn Smalltalk nicht interessierte. Er stellte sich als El Farsero vor (etwa: Gauner, Schwindler) und fügte hinzu: «Mehr als meinen Namen braucht ihr von mir nicht zu wissen.» Er war gross, schlank, hellhäutig und offenkundig kein Fischer. Er schien aus Neugier mitzumachen, aber da er nur mit dem Kapitän sprach, blieben seine Motive verborgen. Die drei Fischer hielten sich an den alten Grundsatz: An Bord hat der Kapitän das Sagen. Sie selbst mochten die Erfahrung mitbringen, aber er gab die Anweisungen. Sie redeten ihn mit Señor Juan an.

Die Panga nahm Treibstoff (zehn Plastikkanister zu je fünfzig Liter) und Eis zum Kühlen des Fangs an Bord.

Bei dem Wind und den Strömungen brauchten sie fünf Stunden, um die Gewässer vor der Isla Isabel zu erreichen, südöstlich der Islas Marías.

Haie sind vor allem nachtaktiv, und so verbrachte die Besatzung den Nachmittag mit dem Fang von Ködern, hauptsächlich Tunfisch. Dazu verwendeten sie Handleinen, die Standardausrüstung unterkapitalisierter Fischer: Monofilament, um ein flaches Stückchen Holz gewickelt, mit einem Haken und Bleigewicht versehen. Um sechs Uhr begannen Salvador, Lucio und Jesús, die Cimbra auszuwerfen – ein fünf Kilometer langes Nylonseil, an dem alle zehn Meter eine ein Meter lange Nylonleine und ein Drei-Zoll-Haken mitsamt Köder hing – insgesamt fünfhundert Haken. Über jedem war eine leere Plastikflasche an der Hauptleine befestigt. Mit etwas Glück würden sie am nächsten Morgen eine grössere Zahl von Weissspitzen-Riffhais gefangen haben. Es bestand aber auch die Möglichkeit, dass sich kein einziger Hai zeigen würde, denn ihr Bestand ist durch Überfischen stark dezimiert worden.

Señor Juan hatte fünfzig Liter Trinkwasser mitgebracht, zwei Weissbrote, geschnittenen Schinken, Tomaten, Zwiebeln, Chili und Salzgebäck. Jeder Fischer hatte eine Ration für einige Tage dabei, belegte Brote, Tortillas, Ölsardinen, Dosenmais. Lucio und Jesús hatten Haifischmesser (mit einer schmalen fünfzig Zentimeter langen Klinge und Plastikgriff) und Schleifsteine dabei. Jesús hatte ausserdem einen Kompass eingesteckt. Im Werkzeugkasten von Señor Juan befanden sich ein Hammer, zwei Standardzangen, Zündkerzenzangen, Ersatzzündkerzen, ein Schraubenzieher mit Aufsätzen und diverse Ersatzschrauben. Jeder hatte eine Taschenlampe, Zahnbürste und Zahnpasta und mindestens eine Garnitur Unterwäsche zum Wechseln. Das Netz ist weg

Der Kapitän hatte einen Pullover eingepackt, ein Sweatshirt, eine zweite Hose, zwei Shorts, vier T-Shirts und drei Garnituren Unterwäsche. Salvador, der Erfahrenste, hatte am wenigsten dabei: Messer, Spiegel, Kamm und eine Bibel. Lucio, anspruchsvoller, hatte fünf Hosen und fünf Jacken sowie zwei Decken eingepackt. Sein Zigarettenvorrat, acht Päckchen, wurde schon bald ein Opfer der Wellen, komplett durchnässt. Am Abend rauchte er seine letzte Zigarette.

Schon vor sieben Uhr war es dunkel geworden, und um neun legten sich alle schlafen. Um drei Uhr morgens würde man die Cimbra einholen. Doch vor Mitternacht traten Probleme auf. Eine Kaltfront, starke Böen aus Nordwest und hohe Wellen. Für einen Anker war der Ozean an dieser Stelle zu tief. Normalerweise hat die Cimbra einen stabilisierenden Effekt, wie der Schwanz eines Papierdrachens. Doch das Boot wurde von den hohen Wellen hin und her geworfen. Es zeigte sich, dass die Cimbra verschwunden war. Dort, wo sie mit dem Boot verknüpft gewesen war, hing nur noch ein ausgefranstes Stückchen Nylonleine.

## Warnung im Wind

Im Morgengrauen begannen die Männer, nach der Cimbra zu suchen. Ihnen war klar, dass sie sonstwohin getrieben sein konnte. Mit leeren Händen nach San Blas zurückzukehren, war schlimm genug, noch dazu ohne Ausrüstung, das wäre eine mittlere ökonomische Katastrophe. Die Cimbra war eine Investition von rund 1500 Franken, und nach dem Selbstverständnis der Fischer trug jeder an Bord Verantwortung für Verlust und Ersatz. Die Männer hielten Ausschau nach treibenden Plastikflaschen, sprachen kaum. «An dem Tag war es ungemütlich auf dem Meer», sagte Salvador später. Sie wussten, wo sie ungefähr waren – die Islas Marías waren zu erkennen –, hatten aber keine Seekarten und kein GPS, das ihnen angezeigt hätte, welche Gewässer sie schon abgesucht hatten. Funkgerät oder Mobiltelefon gab es auch nicht an Bord. Ebenso wenig eine Schwimmweste oder ein Ruder.

Als Señor Juan am folgenden Tag die Suche fortsetzen wollte, versuchte Salvador, ihn taktvoll davon abzubringen. Der Treibstoff würde nicht mehr bis nach San Blas reichen, aber wenn sie sofort zurückkehrten, würden sie unterwegs bestimmt jemandem begegnen, der sie ins Schlepptau nahm. Salvador erzählte, dass er einmal eine Cimbra mit dreihundert Haken verloren und einen Tag danach gesucht habe, dann nach San Blas heimgekehrt sei und sie drei Tage später gefunden habe. Sie könnten das doch auch tun. «Aber Señor Juan wollte davon nichts hören», sagte Salvador. Also wurde weitergesucht. Am Nachmittag war klar, dass der Dieselvorrat nicht einmal bis zur nächsten Insel reichen würde.

Eine zweite Panga tauchte auf, sie fuhren in ihre Richtung und waren weniger als eine Seemeile entfernt, als der Motor ausging. Da die Fischer Abstand halten, damit sich die Fangleinen nicht verwickeln, entfernte sich das andere Boot bald.

Technische Probleme gehören zum Alltag mexikanischer Fischer, sie sind leichter abzuwenden als unangenehmes Wetter und doch unvermeidlich. Motoren werden überflutet, die Halterung rostet durch, sie geraten in Brand, sogar ein selbst verantwortetes Malheur wie das Ignorieren des Treibstoffanzeigers gehört in diese Kategorie. Es passiert einfach. Dazu kommt die Neigung, anzunehmen, dass irgendwann schon Hilfe kommt – eine Ergebnisheit zwischen Glauben und Gleichgültigkeit. Im Jahr zuvor hatten Salvador und Lucio und zwei andere Männer Schiffbruch erlitten. Ihr Motor hatte Wasser abbekommen und sprang nicht mehr an. Sie wurden nach vier Tagen von Fischern gefunden.

Die Sonne zeigte sich wieder, und der Wind liess nach. Die Panga trieb mehrere Meilen nordwestlich von Isla Isabel dahin. Am vierten Tag verschwanden die Islas Marías im Nebel, und dann waren sie überhaupt nicht mehr zu sehen. Kein einziges Boot am Horizont. Fast der ganze Proviant war verbraucht, und bald gab es auch kein Trinkwasser mehr. Also tranken sie Meerwasser.

Am nächsten Tag kamen zwei grosse Schiffe in Sicht, Tanker oder Frachter, aber sie waren mindestens zwei Seemeilen entfernt. Jeder litt nach dem Salzwasser an Kopfschmerzen und Krämpfen. An dem Tag trank Salvador seinen eigenen Urin. Die anderen weigerten sich, seinem Beispiel zu folgen – doch nach Einbruch der Dunkelheit taten sie es auch, heimlich. Seit vier Tagen hatten sie kein frisches Wasser mehr getrunken. Dann setzte dünner Nieselregen ein, der kaum ihre Lippen benetzte. Am nächsten Tag regnete es stärker. Der Bug des Bootes, teilweise mit Fiberglas abgedeckt, war eine Art Schutzraum, wo man sich vor der Sonne verstecken und auch aufwärmen konnte. Die Männer bemerkten, dass die Abdeckung auch als Leitungsrohr funktionierte. Sie schnitten vier Plastikbenzinkanister auf, spülten sie mit Salzwasser aus und fingen darin und in zwei Eimern das Regenwasser auf.

Salvador: «Ich beschloss, dass wir nicht sterben werden. Wir hatten zweihundert Liter Wasser. Wir tranken viel, weil es viel regnete, wir hatten immer zu trinken. Die ganze Fahrt über hat es geregnet. Ich glaube, Gott war mit uns, deshalb haben wir überlebt.»  
Überlebenskampf ums Essen

Dank Lucios Digitaluhr (mit Kalender) konnten sie sich eine Art Zeitgefühl bewahren. Gelegentlich tauchten Flugzeuge auf, was zu Diskussionen führte, ob in San Blas eventuell eine Suchaktion eingeleitet worden war. (Tatsächlich hatten Lucios Angehörige eine solche Aktion begonnen, und die Fischer der Gemeinde unternahmen eine achttägige Suche, nachdem das Hafenamt von San Blas untätig geblieben war. Die Suche wurde eingestellt, als sie kein Geld mehr für Treibstoff hatten.) Zehn Tage lang erklärten Salvador und Jesús immer wieder, dass sie gerettet würden. Lucio ärgerte sich über ihre leeren Versprechungen, an die er nicht mehr glaubte, und das sagte er auch. Aber nie machte er Señor Juan Vorwürfe. Selbst in ihrer schwierigen Lage war Señor Juan weiterhin der Chef an Bord.

Nachdem sie dreizehn Tage nichts gegessen, nur Wasser getrunken hatten, tauchte eine etwa dreissig Pfund schwere Meeresschildkröte auf. Salvador sprang auf das Tier und packte den Panzer, wie er das als Jugendlicher in Oaxaca gelernt hatte. Die Schildkröte tauchte tief unter, doch Salvador liess sich nicht abschütteln und kämpfte mit dem Tier, bis er es wieder an die Oberfläche bringen konnte. Lucio und Jesús

halfen ihm, es an Bord zu hieven. Sie schnitten eine Schwimmlösche ab, Salvador trank von dem Blut und reichte sie weiter. Lucio nahm sein Messer, schnitt den Kopf ab und liess den Blutstrahl in einen Eimer laufen.

Jesús löste das Fleisch aus dem Panzer, wusch es im Meer, Salvador filetierte es.

Lucio: «Wir haben uns gefragt, wie wir das Fleisch essen sollen. Wir hatten ja nur das, rohes Fleisch. Im November haben wir nur zweimal gegessen. Ich war noch nie im Leben so hungrig gewesen, es war unglaublich. Dieses Gefühl kann man nicht beschreiben. Es ist Verzweiflung, Hunger, Durst, Kälte.»

Ob er sterben wollte?

«Nein, daran hab ich nie gedacht. Obwohl mir klar war, dass es in diese Richtung ging.»

Die zweite Novembermahlzeit präsentierte sich ein paar Tage später, als ein weisser Seevogel auf einer Ecke des Bootes landete. Salvador zog langsam sein Shirt aus, schlich näher, warf das Shirt über den Vogel, packte ihn an den Füßen und schmetterte ihn gegen die Bordwand. Er köpfte den Vogel, trank etwas Blut («ich glaubte, es gibt mir Energie»), bot es seinen Gefährten an, dann rupften sie die Schwalbe und viertelten sie: Seeschwalben-Sashimi. Lucio und Jesús assen ihre Portionen, aber Señor Juan und El Farsero sassen mit zusammengeschnürter Kehle da. Das Gleiche war passiert, als sie von der rohen Schildkröte versucht hatten.

Am 12. Dezember, dem Tag der Jungfrau von Guadalupe, tauchte eine zweite Schildkröte auf. (Octavio Paz schrieb: «Nach zwei Jahrhunderten von Experimenten und Niederlagen vertrauen die Mexikaner nur noch der Jungfrau von Guadalupe und der staatlichen Lotterie.») Der einzige Lesestoff auf der Panga war Salvadors Bibel. In Salvadors Weltsicht standen die Schildkröte und der Regen für göttlichen Beistand. Señor Juan und El Farsero sahen das vermutlich anders.

Immer wieder versuchten sie, ein Stück Fleisch zu essen, jedes Mal würgten sie es hoch. Irgendwann holte Salvador einen Nagel aus einer Sitzbank und begann, die Zahl der Schildkröten in die Bordwand zu ritzen – hundertundacht waren es am Ende. Die Männer machten den grössten Teil davon haltbar, indem sie das Fleisch mit Salzwasser einrieben und an der Sonne trocknen liessen. Ein paarmal schnitten sie Holzspäne von den Bänken und machten mit Lucios Feuerzeug ein kleines Feuer in einer abmontierten Motorabdeckung, auf die sie eine

zweite Schale mit dem frischen Fleisch stellten und es eine Weile kochten.

### Ein Nichtsnutz bereut

Schwärme kleiner Fische liessen sich oft von den Krebsen anlocken, die am Schiffsrumpf hingen. Das Krebsfleisch war ein guter Köder, aber die meisten Haken und Handleinen waren verloren gegangen oder beschädigt. Nachdem die Männer die Motorhauben abmontiert hatten, inspizierten sie das Innere der Motoren. In den Vergasern fanden sich dünne Nadeln, die zu Haken zugespitzt und gebogen werden konnten. Um das Gewinde mancher Schrauben war Draht gewickelt, aus denen man ebenfalls Haken machen konnte. Jeder Motor hatte sechs Kabel, die man zu einer Leine zusammenfügen konnte. Mit einem Haken, an dem ein Köder steckte, konnte man kleine Fische fangen, diese wiederum dienten als Köder für grössere Fische. So fingen die Männer Hundefische, Haie, Sägefische und Doraden. Doch Señor Juan schaffte es einfach nicht, sie roh zu essen. Mitte Dezember begann er, Blut und Galle zu erbrechen. Lucio hatte eine Ohrenentzündung, die zu Gleichgewichtsstörungen führte. Als er aus beiden Ohren blutete, stopfte er Baumwollpfropfen aus Jackettfutter hinein. Nach acht Tagen erholte sich Lucio allmählich, aber Señor Juan ging es nicht besser.

El Farsero sass die meiste Zeit in einer Ecke und weinte. «Wir wollten mit ihm reden, aber er redete nicht», sagte Jesús. «Wir wollten ihn herausholen aus seiner Ecke, aber er wollte nicht.» Salvador und Lucio haben überhaupt nie geweint, während Jesús oft weinte, meist nachts. Sehnsucht und Reue überkamen ihn, wenn er an seine Familie in Las Arenitas dachte, an seine Frau Jumey und den Sohn Juan José. Jesús war mit vierzehn von der Schule abgegangen («Ich war ein Nichtsnutz, bin vorn zur Schule reingegangen und durch den Hinterausgang gleich wieder hinaus»), fand Arbeit als Garnelenfischer und auf einer bäuerlichen Kooperative als Kuhhirte. Die ersten grauen Strähnen zeigten sich bei ihm, bevor er zwanzig war. Er konnte hart und zugleich naiv wirken. Er war neunzehn und Jumey fünfzehn, als sie sich kennenlernten. Drei Jahre später wurde Juan José geboren. Kurz, bevor er nach San Blas aufgebrochen war, hatte Jumey ihm mitgeteilt, dass sie schwanger sei.

Kurz vor der Abreise suchte Jesús nach einem Fünfzig-Peso-Schein, den er in ihrer Hütte versteckt hatte. Er konnte ihn nicht finden und schimpfte mit Jumey («Warum kramst du in meinen Sachen herum?»). Später, als er den Geldschein in seiner Tasche fand, schämte er sich, und die Erinnerung daran verfolgte ihn; denn er wusste, dass es typisch war.

Er behandelte Jumej oft schlecht. Sie war es, die sich um Juan José kümmern musste. Wenn Jesús Lust hatte, die Nacht mit Freunden zusammenzuhocken und zu trinken, war das eine Selbstverständlichkeit für ihn. Wenn er mitten in der Nacht aufstand, um aufs Meer hinauszufahren, erwartete er von Jumej, dass sie ihm Frühstück machte, so wie sie ihm die Socken anziehen musste, wenn er noch im Bett lag.

Jetzt, irgendwo auf dem Pazifik, dachte er darüber nach, wer Jumej wirklich war – unabhängig von seinen Erwartungen und Bedürfnissen: die Mutter eines kleinen Sohnes, schwanger, mittellos und ausserstande, sich zu versorgen, beunruhigt durch das Verschwinden ihres Mannes, das Schlimmste befürchtend. Er stellte sich Jumej vor, wie sie Wasser zum Kochen und für die Wäsche herbeischleppte, und er schwor: Wenn ich heimkehren sollte, werde ich alles tun, damit meine Frau fließendes Wasser hat. Das war das Mindeste, was er tun konnte.  
Kapitän über Bord

Eines Dezembertages, als Salvador, Lucio und Jesús den Kapitän drängten, etwas zu essen, stand Señor Juan im Bug, spannte den Bizeps und rief: «Ich bin stark!» Seit sechs Wochen hatte er nicht mehr gegessen. «Er war sehr dick und glaubte, er sei voller Energie», erinnerte sich Lucio. Binnen weniger Tage traten innere Blutungen auf, Mitte Januar fiel Señor Juan in einen Dämmerzustand und delirierte gelegentlich. Die anderen spülten seinen Mund, putzten ihm die Zähne, wuschen Gesicht und Hände; aber sie wussten, dass es wenig nützte. Señor Juan war mittlerweile inkontinent.

Eines Nachts, als Salvador angelte und die anderen schliefen, stöhnte Señor Juan und rief nach ihm. Salvador ging zu ihm. «Was gibts, Juanito, Bruder?», fragte er. Aber Señor Juan, die Augen weit aufgerissen, war schon tot. Das war am 20. Januar, knapp drei Monate, nachdem er Mazatlán in Richtung San Blas verlassen hatte. Die Fischer wuschen die Leiche und behielten sie drei Tage an Bord, für den Fall, dass sie gerettet würden und den Toten ordentlich bestatten konnten. Bevor sie die Leiche schliesslich im Meer versenkten, erteilte Salvador, der morgens und abends aus der Bibel las und betete, dem Toten einen letzten Segen.

Im Januar gab es relativ viel zu essen. An manchen Tagen hatten sie bis Mittag sechzig Fische gefangen. Mittags gab es zwei, drei Fische pro Mann, der Rest wurde in der Sonne getrocknet.

Am späten Nachmittag fischten sie wieder. In diesem Monat wurde Salvador siebenunddreissig, was er aber für sich behielt. Er feierte still für sich. «Ich fing einen Hai an dem Tag und verspeiste ihn», sagte er.



«Ein kleines Exemplar. Der Kopf ist weich, lauter Gelatine innendrin. Ich ass alles, Augen, Kopf, Hirn.»

Salvador war schon vor Señor Juans Tod de facto Kapitän geworden. Sein Einfallsreichtum (der Kampf mit der Schildkröte, die zu Angelutensilien umgebauten Motorteile) erwies sich als unverzichtbar, sein Gleichmut war so wertvoll wie seine Fantasie. In San Blas lebte er allein, hatte ein Zimmer bei einer Familie und fuhr mit einem Kinderfahrrad durch die Stadt. Mit Baseballmütze, T-Shirt, Shorts und Turnschuhen konnte man ihn aus der Ferne für einen Teenager halten – obwohl er drei Jahre zuvor, mit vierunddreissig, Grossvater geworden war.

Mit sechzehn war er Vater geworden, lebte ein Jahr bei der Mutter seines Sohnes in Puerto Angel, bevor er mit einer anderen nach Guatemala ging. Mit zwanzig kehrte er nach Puerto Angel zurück und hatte eine Tochter mit einer anderen Frau. Vier Jahre blieb er bei ihr, bis er für einen Monat woanders arbeiten ging. Nach seiner Rückkehr wurde ihm zugetragen, dass sich seine Frau mit einem anderen eingelassen hatte. «Sie stritt es ab, aber ich habe trotzdem meine Sachen gepackt», sagte Salvador. «Ich habe sie sehr geliebt.»

El Farsero befand sich in einer schwierigen Lage, nachdem Señor Juan gestorben war. «Weil er mit dem Kapitän befreundet war, hielt er sich anfangs für etwas Besseres», sagte Lucio. «Er hat uns ignoriert. Aber mit wem sollte er nach dem Tod des Kapitäns reden?» Als die Männer darüber sprachen, was sie tun würden, wenn sie gerettet würden, sagte El Farsero, er wolle seiner Schwester helfen, eine Bäckerei aufzubauen. Und er begann, den anderen beim Fischen zu helfen.  
El Farsero wacht nicht auf

Die Schlafgewohnheiten veränderten sich. Lucio litt lange Zeit an Schlaflosigkeit. «Der November hat – wie viele Tage? Dreissig? In dem Monat habe ich also dreissig Stunden geschlafen. Es heisst, dass man schneller an Schlafmangel stirbt als vor Hunger», sagte er. «Die Leute haben keine Ahnung.» Nach anderthalb Monaten konnte er wieder schlafen.

Die wenigsten Schlafprobleme hatte Jesús, der nachts neun oder zehn Stunden schlief und am Nachmittag, wenn die Sonne unbarmherzig brannte, ausserdem noch Siesta hielt. Bei Vollmond machte es Salvador nichts aus, stundenlang allein wach zu sein: «Ich sass einfach da und sah zu, wie der Mond hinter den Wolken verschwand. Kleine Wolken zogen vorüber, und manchmal regnete es leicht, und dann sah ich einen Regenbogen am Himmel. Als ich Lucio und Jesús davon erzählte, antworteten sie: «Du spinnst!» und lachten mich aus. Beim nächsten

mitternächtlichen Regenbogen habe ich sie geweckt, so haben sie es selber gesehen.»

In besonders kalten Nächten schliefen sie aneinandergedrängt im Bug, eine intime Situation, die ihnen an Land peinlich gewesen wäre. Es war eng, aber sie blieben warm. Eines Morgens im Februar wurde es etwas weniger eng:

El Farsero wachte nicht mehr auf.

Lucio: «Er starb an meiner Seite, im Schlaf. Wir haben uns nebeneinander hingelegt, und bei Sonnenaufgang war er tot. Einen schöneren Tod kann ich mir nicht denken. Man stirbt, während man träumt.»

Die Fischer bereiteten ihm den gleichen Abschied wie Señor Juan. Jesús hatte Señor Juans Pullover und Sweatshirt behalten, und Lucio bediente sich bei El Farseros Sachen. «Dort, wo wir waren, war jeder Gegenstand wertvoll.»

Wo waren sie? Hatten sie irgendeine Vorstellung, wie es weitergehen würde? Ihnen war die ganze Zeit klar, dass sie in westlicher Richtung trieben; ob mit nördlicher oder südlicher Drift, konnten sie nicht sagen. An manchen Tagen fiel das Licht der aufgehenden Sonne auf niedrige Wolken am Horizont, die wie Inseln aussahen. Kaum war die Sonne höher gestiegen, verflog diese Illusion.

Was, wenn es wirklich eine Insel gewesen wäre und sie an Land gegangen wären?

Diese Vorstellung eignete sich für viele Fantasien. Jesús hatte den Film «Cast Away» mit Tom Hanks und eine Folge der TV-Serie «Lost» gesehen, in der die Überlebenden eines Flugzeugabsturzes entdecken, dass auf ihrer Tropeninsel riesige, gefährliche Kreaturen leben. «Wir dachten, wenn wir auf einer Insel landen, dass es dort viele grosse Tiere gibt», sagte er. «Wie im Film. Wir dachten tatsächlich, es könnte dort Dinosaurier geben.»

Anfang März gerieten sie in einen mächtigen Sturm. Salvador: «Eine riesige Woge erfasste das Boot. Um es zu stabilisieren, mussten wir das ganze Gewicht auf eine Seite verlagern. Wir hatten viele heftige Stürme, aber in diesem gab es eine Welle so hoch wie ein zweistöckiges Haus. Ich war die nächsten zehn Tage traumatisiert. Bei jeder Welle schreckte ich zusammen. Wenn das Boot umgekippt wäre, wären wir gestorben, denn es gibt dort viele angriffslustige Haie und Oktopusse. Wir alle überlegten, was wir im Fall des Falles tun würden. Ich hätte einen der

Dieselkanister genommen und mich daran festgehalten und wäre weitergeschwommen. Lucio wollte sich am Bug festhalten.

Jesús wäre getaucht, um es schnell hinter sich zu bringen.»

Wohin sie auch trieben, nach Salvadors Ansicht war es sinnvoll, besser früher als später irgendwo anzukommen. Er schlug also vor, ein Segel zu hissen, das ihnen darüber hinaus die Illusion bot, Einfluss auf ihr Schicksal nehmen zu können. Die Abdeckplane war zwar weg, aber sie hatten noch Decken, aus denen man ein Segel machen konnte. Aus den Bestandteilen einer zerlegten Sitzbank bauten sie zwei Masten. Mitte März wurde das Segel gehisst.

Jesús sprach mehrmals davon, dass Jumey in diesen Tagen gebären werde – ein schöner und zugleich deprimierender Gedanke. Als Lucio ihn eines Nachts weinen hörte, nannte er ihn eine «Heulsuse».

«Ja, ich weine», entgegnete Jesús. «Ich weine, weil ich Frau und Kinder habe. Du weinst, du hast ja niemanden.»

«Ich wurde genauso in diese Welt geboren wie du», sagte Lucio. «Ich habe Mutter und Vater und Grossmutter.»

«Nein, du hast nichts.»

Fast wäre es zu einer Schlägerei gekommen, wenn Salvador nicht gewesen wäre. Weil er besonnen und vernünftig war, rief er die beiden auf, sich zu versöhnen. Jesús und Lucio zogen sich an verschiedene Stellen auf der Panga zurück und sprachen nicht mehr miteinander. Schliesslich entschuldigte sich Lucio bei Jesús: «Ich hätte das nicht sagen sollen. Es tut mir leid. Du weisst, die Verzweiflung.»

Später, in einem entspannteren Moment, beglückwünschten sich die drei Männer. Sie waren nun schon länger auf See, als Kolumbus bei seiner Fahrt in die Neue Welt und zurück unterwegs gewesen war. Ganz gleich, welche Filme sie gesehen, welche Geschichten sie gehört, was immer sie von Schiffbrüchigen erfahren hatten – sie wussten, dass sie es länger ausgehalten hatten als irgendjemand sonst.

Die Rettung

Am Morgen des 9. August 2006 weckte Motorengeräusch die Männer. Salvador sah als Erster hundert Meter entfernt ein grosses Schiff, an dessen Bug der Name Koo's 102 stand. Von dort näherte sich ein Motorboot mit zwei Mann, die ihnen zuwinkten und eine Sprache sprachen, die eindeutig kein Spanisch war.

Die Männer halfen ihnen auf das Motorboot, nahmen die Panga ins Schlepptau und brachten sie zum Schiff, einen Tunfischtrawler mit taiwanischer Besatzung, der zwei Wochen zuvor aus seinem Heimathafen Majuro, der Hauptstadt der westpazifischen Marshall-Inseln, ausgelaufen war. Als sie auf die Panga stiessen, waren sie 600 Seemeilen von Majuro entfernt, 2700 Seemeilen nordöstlich von Australien und 5000 Seemeilen von San Blas. Mehr als neun Monate waren vergangen, seit Salvador, Lucio und Jesús zum letzten Mal die Statuen Unserer Lieben Frau von Fátima und der Jungfrau von Guadalupe gesehen hatten.

Die Besatzung der Koo's 102 nahm zunächst an, dass es sich bei den Geretteten um indigene Inselbewohner handelte. Da keiner der Taiwaner Spanisch sprach, beschränkte sich die Konversation auf Zeichen und Zeichnungen. Dass die Aussagen der drei Männer so völlig unglaublich schienen, erschwerte die Verständigung zusätzlich. Der Kapitän bedeutete Salvador einmal, dass er ihn für verrückt halte und beschloss, die Mexikaner einzeln zu befragen. Jeder musste ihm auf einer Karte zeigen, woher sie kamen. Schliesslich mussten sie Namen und Herkunftsort auf ein Blatt Papier schreiben, das an Eugene Muller gefaxt wurde, den Manager von Koo's, dem Unternehmen, dem der Trawler gehörte. Muller schickte die Liste an das Aussenministerium der Marshall-Inseln, das sie an die mexikanische Botschaft in Neuseeland weiterleitete.

Verwaltungsbehörden in San Blas erhielten Anrufe mit der Bitte zu bestätigen, dass die drei Männer tatsächlich von dort ausgelaufen seien. Einer der Angerufenen war David Lara, der viele Jahre als Vertreter der Fischer von San Blas fungiert hatte. Im Sommer 2005 war er zum Fischereidirektor ernannt worden. Lara war zunächst unsicher. Er kannte den Namen von Lucio Rendón und wusste, dass dessen Familie in El Limón wohnte. Mit Salvador war er oft unterwegs gewesen, aber er wusste nicht, dass er Ordoñez hiess. Digitalfotos, von der Koo's 102 übermittelt, schafften Klarheit. Zwei Tage später ging die Geschichte der drei Männer um die Welt.

Der Tunfischtrawler traf erst am 20. August in Majuro ein. Unterwegs assen Salvador, Lucio und Jesús alles, was ihnen vorgesetzt wurde, auch Sushi. Jesús hatte noch nie Bambussprossen oder Brokkoli gegessen. Die Männer rasierten sich, schnitten Haare und Nägel. Sie schliefen in einer klimatisierten Kabine und lasen weiterhin in der Bibel. In Majuro war Eugene Muller die Informationsquelle für englischsprachige Journalisten, die über die Odyssee berichteten. Die spanischsprachigen Medien führten Telefoninterviews mit Salvador, Lucio und Jesús. Besonders faszinierend fanden Leser und Fernsehzuschauer die detaillierten Alltagsbeschreibungen – wie sich die

Überlebenden von rohen Vögeln und Fischen ernährten, Regenwasser tranken, auf Gott vertrauten.

Einige Tage nach den ersten Zeitungsberichten – mit Überschriften wie «WUNDER AUF HOHER SEE» – kam ein neuer Ton in die Meldungen. Drei arme mexikanische Fischer waren mehr als fünftausend Seemeilen von ihrer Heimat entfernt aus dem Wasser gezogen worden, aber ursprünglich waren es fünf Mann gewesen. Die andern beiden sollen verhungert sein? Ach! Als die Koo's 102 Majuro erreichte, wartete eine Armee von Radio- und Zeitungsreportern, um über die exotischen Passagiere herzufallen. In Mexiko und dem übrigen Lateinamerika waren Los Náufragos («Die Schiffbrüchigen») eine Riesenstory, die so unglaublich klang, dass es zu einem Ansturm von Zweifeln kommen musste.

In Majuro wurden die Männer ärztlich untersucht und, alles in allem, für gesund erklärt. Jesús und Lucio hatten leichte Herzrhythmusstörungen, Lucio hatte Schwellungen in Armen und Beinen, eine Folge extremer Sonneneinstrahlung. Salvadors Augen waren durch das grelle Licht etwas geschädigt. Mörder? Kannibalen?

Natürlich telefonierten sie mit ihren Angehörigen. Jesús erfuhr, dass er Vater einer vier Monate alten Tochter namens Juliana geworden war, und Salvador, dass seine sechzehnjährige Tochter Gladiola die Schule abbrochen hatte und in die USA gegangen war.

Nach zwei Tagen auf den Marshall-Inseln flogen die Fischer via Hawaii und Los Angeles nach Mexiko City. Auf der Party, die das mexikanische Konsulat auf Hawaii gab, assen sie Schokoladentorte. Am 25. August trafen sie in Mexiko City ein, begrüsst von Angehörigen und einem riesigen Aufgebot von Medienleuten, die ihre Bewegungen seit zwei Wochen verfolgten, als kehrten mexikanische Astronauten vom Mars zurück. Die Schiffbrüchigen galten als Symbol nationaler Stärke und Beharrlichkeit. Die römisch-katholischen Bischöfe des Landes riefen die Bevölkerung auf, diesem Beispiel an Gottvertrauen zu folgen. Gewisse Details der Geschichte riefen jedoch die Zweifler auf den Plan. Viele Fragen, die den Männern schon auf den Marshall-Inseln gestellt worden waren, wurden während der Pressekonferenz auf dem Flughafen wiederholt.

San Blas liegt in einer Gegend, die für Offshore-Kokainschmuggel bekannt ist. Können Sie beweisen, dass Sie auf Haifischfang waren? Warum haben Sie Ihre Fahrt nicht bei der Hafenbehörde in San Blas angemeldet? Warum hat niemand eine Vermisstenanzeige aufgegeben? Die beiden Toten – haben Sie sie ermordet oder verspeist? Nein, wir

sind weder Drogenschmuggler noch Kannibalen. Wir sind Haifischfänger. Die Fahrt anzumelden, war Sache des Kapitäns. Es kommt immer wieder vor, dass Fischer verschwinden und der Staat nichts unternimmt, um nach ihnen zu suchen.

«All denen, die uns nicht glauben, kann ich nur sagen: Hoffentlich müssen Sie nie erleben, was wir erlebt haben», sagte Lucio.

«Wären Sie bereit, sich einem Lügendetektortest zu unterziehen?» Sí.

Die Befragung wurde klinisch, dann töricht. Wie haben Sie auf dem Boot Ihr Geschäft erledigt? «Genau wie Sie.» Wenn Sie kein Wasser hatten, haben Sie dann Ihren Urin getrunken? «Ja.» Was sagen Sie zu den Präsidentschaftswahlen? «Wir haben sie aufmerksam verfolgt», sagte Jesús. «Jeden Morgen brachte mir der Bote eine Zeitung zur Panga.»

Von Mexiko City flogen Salvador und Jesús in ihre Heimatorte, wo sie mit Fiestas begrüsst wurden. Die rauschendste sollte in San Blas stattfinden, mit Lucio als Star. Doch nicht einmal eine Stunde nach seiner Ankunft vertraute er David Lara an, dass es ihm reiche. Er wollte jetzt mit dem Taxi nach El Limón, zum Haus seiner Grossmutter und sich in seinem Bett verkriechen. Da dies ein Moment internationalen Ruhms für San Blas war, stiess Lucios Unwilligkeit auf Unverständnis bei den lokalen Würdenträgern. Er setzte sich trotzdem ab.  
Das Leben danach

An einem Dezembertag flog ich von Mexiko City nach Culiacán. Von dort war es nicht mehr weit bis nach Las Arenitas, wo Jesús wohnte, einem abgelegenen Ort mit einer Unmenge von Mango-, Mandel-, Orangen-, Bananen-, Guaven- und Mimosenbäumen und einer Unmenge von herumliegendem Müll. Ihr Missgeschick hatte die Fischer zwangsläufig dazu gebracht, ihr Leben zu überdenken. Jesús wollte seine Lebensbedingungen (und wenn möglich auch die der Nachbarn) verbessern. «Gott sagt: Hilf dir selbst, dann helfe ich dir.» Von Las Arenitas fuhren wir nach San Blas. Jesús wurde ständig erkannt und gebeten, sich fotografieren zu lassen und Unterschriften zu geben. Nie lehnte er ab.

Spätabends trafen wir in San Blas ein. Am nächsten Nachmittag fuhren wir die fünfundzwanzig Kilometer nach Boca del Asadero, dem Fischerdorf. Dort verbrachten wir ein paar Stunden in dem Restaurant El Náufrago, das Lucios Cousine Reyna kurz zuvor eröffnet hatte.

An den Tischen sassen Touristen und Fischer. Während wir auf Lucio warteten, nippte Jesús einen Softdrink (er war der Einzige der drei

Schiffbrüchigen, der den Schwur, dem Alkohol zu entsagen, einhielt) und ass gegrillte Shrimps. Lucio kam nicht. Da ihm einige Tage zuvor mitgeteilt worden war, dass ich zu einem Interview kommen werde, war er lieber Fischen gefahren – zum ersten Mal seit seiner Rückkehr.

Der Ton der Berichterstattung über Los Náufragos schlug von Bewunderung in Misstrauen um. Reporter gruben die Information aus, dass Lucio einmal wegen Diebstahls verhaftet worden war. Bei der Beute soll es sich um den Fang eines anderen Garnelenfischers gehandelt haben. Und es gab seriösere Versuche, die Geschichte der Schiffbrüchigen anzukratzen. Einige Ozeanografen sagten, dass Winde und Strömungen die Panga unmöglich so weit hinausgetragen haben konnten. Andere Ozeanografen entgegneten, doch, das sei sehr wohl möglich. In einigen Zeitungen wurde spekuliert, dass es sich bei Señor Juan und El Farsero um Fantasiegestalten handle. Der gewichtigste Einwand lautete: Sie seien nicht auf Haifischfang gewesen, sondern hätten Treibstoff für einen Trawler befördert, der mit einer Lieferung Kokainunterwegs war.

Das wirklich Interessante war, dass fünf Männer eines Tages in ein Boot stiegen und neun Monate später drei von ihnen mitten auf dem Pazifik treibend aufgefunden wurden. Sie hatten überlebt und hatten eine Geschichte zu erzählen, die sie nur unter Verweis auf eine höhere Macht erklären konnten. Für eine «wahre» Story war dies vielleicht ihre grösste Schwäche: Noch nie zuvor hatte irgendjemand eine solche Geschichte gehört oder sich auch nur vorgestellt.

Salvador hatte seit Kurzem ein Zimmer am Hafen von San Blas gemietet, genau gegenüber der Mole, für das er monatlich fünfzig Dollar zahlte. Sooft er Gelegenheit hatte, fuhr er hinaus zum Fischen, entschlossen, in die Normalität zurückzukehren. Jedes Mal nahm er eine Bibel mit.

Wenn Salvador nicht gerade über Nacht unterwegs war, sah ich ihn jeden Tag in San Blas – manchmal nach Absprache, meist zufällig, wenn er in der Hafengegend oder auf der Plaza herumradelte. Da er ein mindestens ebenso grosser Trinker wie Lucio war, kam es, wenn ich ein Gespräch mit ihm führen wollte, entscheidend auf den Zeitpunkt an. Der Vormittag war gut, der Nachmittag – nun ja.

Ob nüchtern oder nicht, stets beharrte er auf der theologischen Interpretation von Schiffbruch und Errettung. Offenbar widerstrebte ihm die gewissermassen ketzerische Vorstellung, dass er selbst mit seiner Findigkeit, seinem Mut und seiner Entschlossenheit ihr aller Überleben gesichert hatte. Jedenfalls schienen seine Überzeugungen

ihren Preis zu fordern: Seit seiner Rückkehr wurde er von Albträumen verfolgt.

An meinem letzten Abend in San Blas sass ich auf der Plaza, als Salvador vorbeiradete. Er bemerkte mich, kehrte um, stellte sein Rad ab und näherte sich schwankend. Er sei unterwegs zu seiner neuesten Freundin, sagte er. Sie sei zweiundzwanzig, sehr hübsch und gordita – ein bisschen füllig –, aber das sei okay. Ob ich mit ihr sprechen wolle? Er würde uns gern miteinander bekannt machen. Das Tolle an ihr sei, dass sie ihn nie um etwas bitte. «Ich war mit anderen Mädchen zusammen, die immer Geld haben wollten. Sie bittet nie um etwas.»

Ich lud ihn zum Essen ein, obwohl ich wusste, dass er weiter wollte. Er schüttelte den Kopf und meinte, dass ich ihm vielleicht ein Bier spendieren könne. Ich versuchte es noch einmal: Und etwas zu essen?

Mit beiden Händen, groben, trockenen, schuppigen Händen, nahm Salvador meine und sah mir in die Augen. «Wenn ich esse», sagte er, «dann will ich einen Haifisch essen.»